

Nr. 68. Bromberg, den 16. April 1926.

Pieter Mörs' Erbschaft.

Roman von Hans Hermann Richter.

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Rechtsanwalt bezog einen Platz am Fenster, und Eva klopfte an eine Tür.

Drinnen fand sie ihren Zögling und Frau Carrera.

„Ich bitte um Entschuldigung, gnädige Frau," sagte Eva. „Ich schickte Ines voran, weil ich eine wichtige Besprechung mit einem Herrn hatte, den ich zufällig hier in Rotterdam traf."

„Was war denn das für ein Herr?" fragte Ines naseweis.

„Laß das," mahnte die Mutter. „Fräulein Meinert wird es uns schon sagen, wenn sie es für richtig hält."

„Ich möchte mit Ihrer Erlaubnis damit noch eine kurze Zeit warten," sagte Eva.

„Wir sind überzeugt, daß Sie nichts Unrechtes tun, Fräulein Meinert," entgegnete Frau Carrera. „Hoffentlich nichts Unangenehmes."

„Nein," lachte Eva. „Recht angenehm. Darf ich Don Manuel einmal stören?"

„Klopfen Sie nur an; er sitzt in seinem Zimmer."

Eva trat in das Arbeitszimmer des Hausherrn, der sich erstaunt über den Besuch umwandte.

„Eine seltene Ehre," sagte er und bot ihr einen Platz an.

„Ich komme mit einer wichtigen Frage, Don Manuel, die ich mir nicht als Neugier auszulegen bitte. Donna Carrera sagte mir, daß Sie der Leiter einer Goldwäscherei in Brasilien seien."

„Dem ist auch so, Fräulein Eva, oder hat man Sie eines anderen belehrt?"

„Nein. Gehörte das Kapital der Goldwäscherei einem Herrn Jakobus Mende?"

„Ja," entgegnete der Spanier. „Herr Mende war der Begründer der Wäscherei und hatte alle Anteile. Ich bin sein Direktor gewesen, bis er starb; seit der Zeit bin ich an dem Gewinn des Unternehmens beteiligt, während der eigentliche Inhaber der Erbe des Herrn Mende ist. Vor einigen Monaten — aber das interessiert Sie wohl nicht?"

„Sehr, sehr."

„Vor einigen Monaten erhielt ich ein Schreiben, daß ein Herr Jan Pieter Mörs Universalerbe aller Liegenschaften und Gelder des verstorbenen Herrn Mende sei. Herr Mörs kündigte auch an, daß er selbst bald einmal nach Brasilien kommen werde. Das wäre auch dringend notwendig, denn das Werk hat sich bedeutend vergrößert, und es ist viel zu besprechen, wenn man es nicht gern allein auf die eigene Kappe nimmt. Da Herr Mörs nicht kam, bin ich nach Deutschland gefahren."

„Und da haben Sie erfahren, daß Pieter Mörs sein Erbe nicht angetreten hat und verschwunden ist."

„Sie wissen?"

„Ja, ich weiß noch mehr, Sie werden in Pelle mit dem Justizrat Meyer verhandelt haben, der die Geschäfte leitet."

„Ich habe gerade heute einen Brief von dem Justizrat bekommen", sagte Carrera.

„In dem er Ihnen mitteilt, daß die Erbschaft angefochten sei und —"

„Mich aufforderte, hier in Rotterdam zu warten, da, wie ihm der gegnerische Anwalt in einem zweiten Schreiben mitteilt, die mutmaßliche Erbin hier in Rotterdam sei."

„Nun kann ich Ihnen noch mehr sagen. Nicht nur die mutmaßliche Erbin ist in Rotterdam, auch der nach dem Testament eingesetzte Erbe, Herr Jan Pieter Mörs ist hier."

„Das wäre!"

„Daran ist nicht zu rütteln", lachte Eva vergnügt, „es ist so und ich weiß sogar noch viel mehr. Die Parteien werden sich noch heute hier vergleichen, und wenn sie gewußt hätten, daß der Leiter der brasilianischen Werke hier in Rotterdam ist, dann hätten sie sich noch eher mit ihm in Verbindung gesetzt."

„Mir geht ein Licht auf", sagte Don Manuel. „Sie sind gar nicht Lehrerin, sondern Detektivin im Dienste einer der um das Erbe streitenden Parteien."

Eva lachte hell auf.

„Nein, Don Manuel! Warten Sie einen Augenblick, Sie sollen gleich erfahren, wer ich bin."

Sie lief zur Tür.

„Herr Rechtsanwalt Jakobi, darf ich bitten?" rief sie in den Flur.

Der Anwalt kam eiligst ins Zimmer.

„Darf ich vorstellen, Herr Dr. Jakobi, Anwalt der einen der um das Mendesche Erbe streitenden Parteien. Herr Manuel Carrera, Direktor der Mendeschen Goldwäscherei in Diamantina, und mich muß schon Herr Jakobi vorstellen."

„Fräulein Eva Meinert, natürliche einzige Tochter des Herrn Mende, und wenn es nach mir geht, bald Besitzerin des halben Vermögens des Erblassers."

„Donnerwetter!" entfuhr es Don Manuel. „Das ist — das muß ich sofort Donna Carrera erzählen."

„Aber nein", hielt Eva ihn auf, „erzählen Sie ihr doch gleich alles; ich bin Donna Carrera noch die Erklärung schuldig, warum ich heute vormittag mit einem Manne in den Straßen Rotterdams herumgelaufen bin, statt mit Ines spazieren zu gehen. Ich bin nämlich die Erzieherin von Ines Carrera", fügte sie, zu dem Rechtsanwalt gewandt, hinzu.

„Aber selbstverständlich sind Sie das nicht mehr!" rief Don Manuel.

„Warum kündigen Sie mir? Ich habe doch gar nichts Böses getan", rief Eva kokett, „oder ist es ein so großes Verbrechen, daß ich mich vor einer Stunde mit Pieter Mörs verlobt habe?"

„Nee", sagte Jakobi und vergaß, den Mund zu schließen.

„Aber wir haben eigentlich etwas ganz anderes besprochen. Pieter Mörs will, weil die Erbschaft so unsicher ist, vorläufig als Fischer auf einem Hamburger Kutter anheuern, und ich will mir ein Jahr lang bei Don Manuel die Aussteuer verdienen und dann ziehen wir nach Blankenese, da wohnt auch Klas Ovendale, der ist aus Groningen in Holland und auch Knecht auf einem Kutter, der hat die Martje geheiratet und bekommt von uns einen Regulator zur Hochzeit."

„Ja, dann kann ich wieder nach Hause fahren; es wäre solch ein schöner Prozeß geworden, und Sie hätten sicher die Hälfte bekommen, vielleicht sogar alles."

„Uns ist es aber lieber, daß wir uns ohne das Geld gefunden haben", sagte Eva ernst, „denn nun wissen wir beide ganz genau, daß wir uns um unserer selbst willen lieben, auch wenn das Zukunftsbild in Blankenese nun nichts mehr werden wird."

Dr. Jakobi stand auf.

„Ich darf dann wohl —"

„Gar nichts dürfen Sie, Herr Doktor. Sie haben das Mandat im Auftrag meiner Tante übernommen, und ich will das nicht umstoßen; zuerst bitte ich Sie, und nicht wahr, Don Manuel, Sie machen mir auch die Freude, mit mir zu Mittag zu essen als mein Gast. Das heißt", — sie wurde rot und zog den Spanier zur Seite, „ich muß heute Ihren Kredit in Anspruch nehmen. Leihen Sie mir etwas auf die zukünftige Erbschaft?"

„Verfügen Sie über mich und meine Börse, die ja die Ihrige ist."

„Und dann bitte ich Sie, Herr Rechtsanwalt, heute nachmittag eine Verhandlung für mich zu führen; die Sache mit der Gegenpartei muß juristisch ins reine gebracht werden."

Don Manuel hatte inzwischen seine Frau gerufen.

„Fräulein Meinert ist so liebenswürdig, uns heute zum Essen einzuladen", sagte er.

„Fräulein Meinert?"

„Ja, sie verläßt leider die Stellung bei uns, weil sie Mitinhaberin der Mendeschen Werke geworden ist. Sie und ihr Bräutigam, Herr Jan Pieter Mörs, der Haupterbe Mendes, werden heute abend unsere Gäste sein."

„Muß ich das Gedicht nun noch lernen, das Fräulein Eva mir aufgegeben hat?" fragte Ines.

„Heute nicht, Herzchen, heute wollen wir feiern, aber morgen wird fleißig weitergearbeitet. Wenn Don Manuel nichts dagegen hat, bleibe ich doch noch eine Weile bei dir."

Am Nachmittag um drei Uhr stand Pieter Mörs wieder auf seinem Posten vor dem Hotel. Er hatte auch einen Brief vom Justizrat Meyer bekommen, in welchem er ihm mitteilte, daß der Anwalt der gegnerischen Partei in Rotterdam sei, und daß Pieter Mörs doch einmal mit ihm sprechen sollte. Zugeständnisse und Versprechungen dürfe er auf keinen Fall machen; solle sich nur alles sagen lassen, und dann ihm, dem Justizrat Meyer, berichten.

Seit Pieter Mörs verlobt war, fühlte er sich viel sicherer. Er wollte jetzt erst einmal alles mit Eva besprechen, die wußte schon, was er zu tun hatte, und sie würde es ihm schon sagen.

Eva hatte noch vor dem Essen eine eingehende Besprechung mit Dr. Jakobi und Don Carrera gehabt, auch Donna Carrera war eingeweiht; die kleine Ines mußte nach Tische schlafen. Während des Essens war sie sehr lustig und vergnügt gewesen; dann hatten die beiden Damen die Kleine zu Bett gebracht, und Eva hatte sich am Fenster postiert.

„Da ist er," sagte sie, und sofort stand auch Donna Micaela hinter der Gardine.

„Ein stattlicher Mann," meinte sie. „Groß, blond und breitschultrig."

„Er ist auch sein Lebenlang auf Segelschiffen gefahren," rühmte Eva, „als Vollmatrose und ist auf die höchsten Rahen geklettert. Und den Verlobungskuß hat er mir gegeben, ohne zu fragen."

Donna Micaela mußte lachen.

„Sie werden heute wohl noch mehr bekommen," neckte sie. Eva nickte verlegen.

„Jetzt soll er aber nicht mehr warten; er hat lange genug warten müssen. Nur diese letzte Verhandlung mußte sein; er ist so leichtsinnig und warmherzig auf diese Mizzi reingefallen, dafür muß er bestraft werden."

Rasch lief sie auf die Straße.

Pieter lachte über das ganze Gesicht, als er Eva sah.

„Das is man schön, daß du gleich kommst; ich muß mit dir reden," und er zog Meyers Brief hervor.

Eva las. Das paßte ja wundervoll in ihren Plan.

„In unserem Hotel wohnt seit heute ein Dr. Jakobi. Ich habe ihn bei Tische kennen gelernt; es ist der gegnerische Anwalt, er hat es mir erzählt. Willst du mit ihm sprechen?"

„Ja," sagte Pieter und fuhr mit der Hand in den Kragen. „Dann will ich wohl mit ihm sprechen."

„Dann komm," drängte Eva. „Er sitzt noch unten."

„Wollen wir nicht noch ein bißchen warten?"

„Nein," erwiderte Eva energisch. „Du bist doch ein Mann."

„Aber kein Rechtsanwalt."

„Komm." Sie schob ihn voran. Die Frauen wissen das alles besser, dachte Pieter, und ließ sich schieben.

Drinnen im Rauchzimmer kam ihnen Dr. Jakobi entgegen.

„Das ist Herr Mörs", sagte Eva. „Ich lasse die Herren nun allein. Du triffst mich nachher oben bei meinen Leuten; ich sage ihnen Bescheid; du kannst ruhig kommen", flüsterte sie ihm noch rasch zu.

Eva ging aber nicht nach oben, sondern sie postierte sich dicht hinter den Sesseln im Nebenzimmer an der Tür, um zu hören, was gesprochen wurde.

(Schluß folgt.)

Elisabeths glückhafter Mißgriff.

Eine Geschichte von **Goetz Otto Stoffregen.**

Der weißhaarige alte Herr blickte versonnen auf das Bild der schönen Frau; dann schob er das illustrierte Heft mit einem Seufzer von sich, lehnte sich in den Sessel zurück und sagte gewollt leichthin: „Sie hat sich in den langen Jahren kaum verändert."

„Haben Sie die Frau gekannt, Herr Professor?" fragte ein junger Dozent gespannt.

Die gütigen Augen lächelten milde. „Ja. Und mehr als das! Elisabeth Stein war meine . . . meine Freundin. So sagt ihr jungen Leute ja wohl mit einem zarten Ausdruck für das, was wir Altmodischen mit „Verhältnis" bezeichneten. Sie war es, bevor ihr Ruhm über die Welt ging . . . damals, als sie noch kleine Rollen an einem Vorstadttheater spielte und kein Mensch, außer ihr und mir, glaubte, daß sie je ihren Weg machen würde. Nun, da sie tot ist, darf ich's wohl gestehen, zumal ich ihr unfreiwilligerweise die Tür ins große Leben öffnete . . ."

„Erzählen! Bitte, erzählen, Herr Professor", baten die Herren und zogen ihre Sessel näher an den Tisch.

Der Gastgeber brannte sich umständlich eine der schweren Brasilzigarren an, die er mit Vorliebe rauchte, blies das Zündholz sorglich aus und weidete sich ein paar Augenblicke an der Ungeduld seiner Zuhörer.

„Es sind jetzt . . . warten Sie . . . ja, es sind achtundvierzig Jahre her, als ich ein kleines Fest in meinem recht bescheidenen Atelier gab, das damals im Norden Berlins lag. Ich hatte ein Bild gut verkauft, lud mir ein paar Freunde ein und war mordsvergnügt. Natürlich fehlten die Mädels nicht. Es wurde getanzt, geliebelt und geküßt, wie sich das ja wohl bis heute nicht geändert hat.

In vorgerückter Stunde kam Elisabeth auf die Idee, sich für ein Künstlerfest von mir den Entwurf zu einem originellen Kostüm zeichnen zu lassen. Selbstverständlich wollte ich ihr diesen Wunsch erfüllen, konnte aber mein Skizzenbuch nicht finden, da ich, um für so viele Gäste Platz zu schaffen, alle möglichen Dinge aufeinander gestapelt hatte.

So gab sie mir schließlich eine ihrer Besuchskarten, auf deren Rückseite ich en miniature das Kostüm zeichnete. Als der Entwurf fertig war, ritt mich der Teufel. In der Sektlaune setzte ich dem Kleid nicht nur den Kopf Elisabeths mit ein paar Strichen auf, sondern zeichnete auch ihren Körper hinein. Die schlanken Mädchenbeine versah ich mit ein paar Strumpfbändern, die durch große Schleifen verziert waren und steckte sie in hohe polnische Stiefel.

Durch ihren lachenden Protest ließ ich mich nicht beirren, sondern ruhte mit der Konsequenz des leicht Angetrunkenen nicht eher, bis das Ganze eine Miniaturzeichnung geworden war, die sich sehen lassen konnte. Dann überreichte ich das Kärtchen der Eigentümerin mit einer Ansprache, die wegen ihrer Ernsthaftigkeit in einem so tollen Gegensatz zu ihrer Veranlassung stand, daß die Fröhlichkeit den Gipfel erreichte; obwohl niemand von der lustigen Gesellschaft das Bildchen zu sehen bekam. An Bitten fehlte es nicht, aber Elisabeth weigerte sich entschieden, es zu zeigen, was ich verständlich und, im Gefühl des Besitzes meiner Freundin, auch durchaus richtig fand.

Ein paar Wochen später kam Elisabeth ganz aufgeregt zu mir und erzählte voller Freude, daß sie soeben einen Anstellungsvertrag mit dem Königlichen Theater unterzeichnet habe. Ich war natürlich ebenso freudig überrascht wie Elisabeth selbst, da ich an einen Erfolg ihrer Bewerbung nicht geglaubt hatte. Der Sprung von der Vorstadtschmiere auf die Bühne des Hoftheaters war zu groß. Ich fragte nach den näheren Umständen dieses außerordentlichen Glückszufalls und erfuhr, daß Elisabeth vor einiger Zeit beim Intendanten gewesen sei, der sie wider Erwarten auch gleich empfangen habe und sehr liebenswürdig gewesen sei. „Und für dich habe ich auch etwas mitgebracht," lachte sie. „Als ich heute zum Intendanten kam, um den Vertrag zu unterzeichnen, sprach er gerade mit dem Generalmusikdirektor über eine Neueinstudierung der „Zauberflöte". Graf Lauingen fragte mich im Scherz ob ich keinen Künstler wisse, der originelle, vom althergebrachten Schema abweichende Kostüme entwerfen könne. Da hab' ich dich vorgeschlagen. Morgen vormittag erwartet dich der Graf zwecks näherer Rücksprache. Und nun blamiere mich nicht" schloß sie lachend und gab mir einen Kuß.

Soviel Glück an einem Tage war mir noch nie zuteil geworden. Dieser Auftrag konnte die Brücke zum Erfolg werden. Was wunder, daß ich meiner Elisabeth alles Liebe tat, was ein Mann nur vermag und mich am anderen Vormittag mit hochgespannten Erwartungen zum Intendanten begab.

Graf Lauingen empfing mich außerordentlich gütig. Ich hatte das Gefühl, einem sehr warmherzigen, von Natur

vornehmen Manne gegenüberzustehen und diese Empfindung hat sich in der Folge als richtig erwiesen.

Bald waren wir mitten in der Beratung über die Frage, deren Lösung mich zu ihm geführt hatte. Meine Freude über sein verständnisvolles Eingehen auf meinen Plan und mein Eifer, mich des Auftrages würdig zu erweisen, rissen mich dazu hin, mit raschen Strichen eine Skizze auf ein Blatt Papier zu werfen und es dem Intendanten hinüberzuschieben. Ich war so in Feuer geraten, daß ich erst nach einer ganzen Weile bemerkte, daß der Graf nicht zuhörte, sondern seinen Blick in sprachlosem Erstaunen auf die Zeichnung — es war die Figurine für die „Königin der Nacht" — geheftet hielt.

Er strich sich mit der Hand über die hohe Stirn, sah mich forschend an und fragte tastend: „Sie kennen Fräulein Stein wohl sehr gut? . . ."

Ich muß gestehen, daß ich auf diese Frage nicht gefaßt war und muß wohl ein dementsprechend verwundertes Gesicht gemacht haben; denn Graf Lauingen reichte mir das Blatt herüber und sagte:

„Weil Sie anscheinend jedem Ihrer Bildchen die Gesichtszüge der Dame geben."

Er betonte das Wort „Gesichtszüge" so auffallend, daß mir ein fürchterlicher Verdacht kam. Bevor ich aber noch antworten konnte, entnahm er seiner Brieftasche eine Besuchskarte und hielt sie mir unter die Augen: entsetzt stellte ich fest, daß es sich um jenes Kärtchen handelte, welches ich gelegentlich des Festes bei mir mit jenem indiskreten Konterfei Elisabeths geziert hatte.

„Darf ich . . . darf ich fragen, wie Exzellenz in den Besitz dieser . . ." Ich begann vor Erregung und Beschämung zu stottern.

Graf Lauingen lächelte beruhigend. „Fräulein Stein war so liebenswürdig, mir diese Karte hereinzuschicken. Aus Versehen, wie ich als selbstverständlich annehme. Immerhin will ich nicht leugnen, daß es lediglich die Rückseite des Blättchens gewesen ist, die mich veranlaßt hat, die junge Dame zu empfangen. Ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, daß mich ausschließlich die Komik der Situation dazu bestimmt hat, nicht aber irgendwelche Schlußfolgerungen, die vielleicht nahe lägen, wenn mich nicht meine Jahre davor schützen würden. An der Unbefangenheit der Besucherin spürte ich überdies, daß sie keine Ahnung von dem Mißgriff hatte, den ihre kleinen Finger in das Täschchen getan hatten, und der sich so glücklich auswirkte, wie man das leider nur selten findet. Mein einmal erwecktes Interesse blieb lebendig und heute, nach dem Probespiel kann ich sagen, daß ich dem liebenswürdigen Zufall sehr dankbar bin, der den Königlichen Bühnen in Fräulein Elisabeth Stein ein ganz großes Talent zugeführt hat.

Ich darf diese Karte wohl in Ihre Hände legen, mein lieber Herr Richter, da Sie ebensoviel Rechte daran haben wie die Dame, deren Namen darauf steht und die — überflüssig zu betonen! — nicht erfahren hat und von mir auch nicht erfahren wird, welch merkwürdigem Umstande sie es zuzuschreiben hat, daß sie Gelegenheit bekam, ihr Können auf dieser Bühne zu zeigen. Tun Sie damit, was Sie für richtig halten."

Er gab mir das corpus delicti und erhob sich. Ich hörte nur mit halbem Ohr, wie er sich mit meinem Plan bezüglich der Kostüme einverstanden erklärte und verabschiedete mich in einem seltsamen Gemisch von Verwirrung, Ärger, Erleichterung und Dankbarkeit. Als ich auf der Straße stand, war mein erster Gedanke: hin zu Elisabeth und ihr alles erzählen. Dann aber überlegte ich die Folgen: ihre Freude wäre dahin gewesen, mehr noch, ihr unbedingter Glaube an ihr Können. Unsicherheit hätte in ihr Platz gegriffen und ihr das Tor zum Erfolge vermauert. Und dem Intendanten hätte sie nie mehr ohne das Gefühl tiefster Beschämung begegnen dürfen.

Sie hat nie erfahren, welcher Umstand ihr geholfen hat, aus einer kleinen Schauspielerin zu einer ganz großen Künstlerin zu werden."

Der weißhaarige Herr schwieg und träumte vor sich hin. Ein wehmütiger Zug stand um den welken Mund.

„Und die Karte?" stieß der Regierungsrat in die Stille hinein.

„. . . befindet sich in meinem Besitz!"

„Darf man einmal sehen?"

„Nein, man darf nicht!" sagte der Professor mit ungewohnter Schärfe und blickte ihn feindselig an.

Letzte Worte berühmter Personen.

(Nachdruck verboten.)

Paul Gerhardt, der Dichter unserer glutvollsten Kirchenlieder, fand als Ausdruck seiner Bereitschaft und Sehnsucht im Sterben das Wort: „Komm, Herr Jesu!" — Gellert, der sein Leben lang vielerlei körperliche Leiden in Geduld ertrug, hauchte, bevor ihn die Sprache verließ: „Nun, gottlob, nur noch eine Stunde!"

„Betet! Betet!" rief Lavater in Todespein den Seinen zu, während der sanfte Fenelon mit den Worten schied: „Dein Wille geschehe und nicht der meine" — und Zinzendorf die Nähe der ewigen Ruhe durch das Wort „Frieden!" begrüßte.

Daß ihre Herzkrämpfe der Königin Luise das Wort erpreßten: „Herr Jesu, mach' es kurz!" ist bekannt, und ähnlich betete Elisabeth Fry, die so vielen Gefangenen Trost in ihre Einsamkeit gebracht hat: „O, mein lieber Herr, hilf mir und errette deine Magd."

Uhland glaubte sich wohl im Entschlummern in das Land der Kindheit zurückversetzt; seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Mutter! Mutter! und Vater!"

Matthias Claudius, fröhlich im Leben und getrost im Sterben, murmelte, sich ausstreckend: „Gute Nacht, gute Nacht!"

Pestalozzi seufzte: „Ach Gott!"

Friedrich Rückert forderte wie Goethe, als seine Augen dunkelten, daß man es heller um ihn mache. Dann sprach er noch: „Legt mich auf die rechte Seite" — und verschied.

Byrons letzte Worte waren: „Ich muß jetzt schlafen gehen."

Dickens hatte den ganzen letzten Tag gearbeitet und war in fröhlicher Stimmung gewesen, abends fühlte er sich nicht wohl. Als die Seinen ihm sagten: „Lege dich doch nieder!" entgegnete er schwermütig: „Ja, auf die Erde." Er fiel in Bewußtlosigkeit und starb am folgenden Tage, ohne daß noch ein Wort über seine Lippen kam.

Ähnlich Sokrates sprach der Philosoph Fichte vor seinem Tode: „Ich bedarf keiner Arznei, ich fühle, daß ich genesen bin"; Kant: „Es ist gut"; der Heidelberger Theologe Paulus: „Es ist eine andere Welt"; der Chirurg Bergmann: „Nun laßt mich schlafen. Gute Nacht."

Von den Opfern der französischen Revolution, die zum Tode geführt wurden, war manches auf einen guten Abgang bedacht. Danton sagte dem Henker: „Du wirst meinen Kopf dem Volke zeigen, und er ist es wert, gezeigt zu werden", und Madame Roland betrat das Schaffott mit den Worten: „O Freiheit, was geschieht doch alles in deinem Namen!" M. G.

Das Tote Meer.

Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg, hat in seinen „Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient" (Herder, Freiburg i. Br.) eine treffliche Reiseschilderung geschaffen. Als Probe daraus geben wir seinen Bericht über das Tote Meer wieder.

Das Tote Meer! Der Name paßt. Diese Wasserfläche hat zwar einen für den Sonnenglanz empfänglichen, ihn widerstrahlenden Spiegel, aber im übrigen ist sie tot; es fehlt ihr Wellenschlag und Bewegung. Die heißen Winde aus der Araba, welche die Luft in Wallung bringen — diese schwere, tote Masse umschmeicheln sie umsonst; sie laden vergeblich die Wellen zum Tanze. Kaum der Sturm vermag sie zu wecken und in Musik zu setzen. Die munteren Jordanwellen, die vom Gebirge herabgesprungen kommen, sie sind nicht imstande, die Wasser zu beleben, sie verlieren selbst das Leben in dem Moment, wo sie sich mit ihnen berühren. Kähne und Flöße, die man dem Meere auflud, machen kaum einen Eindruck auf die metallene Fläche, lassen keine Furche hinter sich. Unheimlich sind sie, diese Wasser. Sie spielen nicht am Ufer mit dem Sande; sie plaudern nicht mit den Menschen. Nein, dies Meer ist nicht des Menschen Freund. Wenn du es nicht glaubst, koste von seinem Wasser: ein ekliger, bittersalziger Gifttrank, gegen den das Wasser des Ozeans süß und wohlschmeckend ist. Eine Giftmischerin ist sie, diese See. Es macht ihr Freude, die armen Fische zu töten, die munter den Jordan herabgeschwommen kommen. Kein vegetabilisches und kein animalisches Leben birgt ihr Todesschoß. Und wenn es auch nicht wahr ist, daß kein Vogel darüber fliegen kann, ohne das Leben einzubüßen, so ist es doch wahr, daß man nicht selten tote Vögel auf ihren Wassern schwimmen sieht, die ihre Stickluft getötet. Und wie vielen hat der Versuch, ihre Geheimnisse abzulauschen, das Leben gekostet! Sie mordet in die Ferne; auf weitem Umkreis tötet sie mit ihren Giftsalzen Pflanzen und Bäume. Wie Leichengebeine sehen die dem Ufer entlang liegenden Baumstämme und Zweige aus, die sie mit ihren Salzen gebeizt und gebleicht hat.

Ein unheimlicher Punkt im Weltall. So erscheint er nach dem, was wir über ihn wissen. Die wissenschaftliche Forschung hat ihn nicht aufhellen können. Sie konnte im Laufe der Jahrhunderte, besonders im neunzehnten Jahrhundert

durch die opfermutige, mit grauenhaften Strapazen verbundene amerikanische Expedition Lynch 1848 und durch die Entdeckungsreise des Herzogs von Luynes 1864 eine Reihe von Tatsachen feststellen, aber sie konnte nur wenige derselben erklären. Wir wissen jetzt, daß das 5½ Stunden breite, 20 Stunden lange Meer, das 2½ mal so groß ist als der Bodensee, in einem Kessel liegt, der durch die tiefste Einsenkung der ganzen Erdoberfläche gebildet wird. Sein Spiegel liegt 399 Meter unter dem des Mittelländischen Meeres, sein Grund 792 Meter unter dem Spiegel des letzteren; denn der größere Teil des Salzmeeres hat eine durchschnittliche Tiefe von 300 Meter, die an den tiefsten Punkten sich auf 339 Meter steigert. Wir wissen, daß das Wasser 28 Prozent Chemikalien hat: 23 Prozent Salze, dazu noch 5 Prozent Brom- und Chlorgehalt. Wir wissen ferner, daß das Meer wegen seiner beispiellosen Tieflage ohne allen Abfluß ist und trotz der täglich einströmenden Wassermassen nicht wesentlich wächst, woraus folgt, daß die täglich allein aus dem Jordan einfließenden zirka 6000 Millionen Liter Wasser täglich wieder verdunsten, daß täglich eine Wassermasse von 13½ Millimeter Höhe vom Meer abdunstet. Das wissen wir. Aber wie all das geworden ist, wie diese größte Abnormität der ganzen Erdoberfläche sich so gebildet hat, das wissen wir nicht; auch die Wissenschaft bleibt hier vor einem unheimlichen Fragezeichen stehen.

Die eine Möglichkeit ist die, daß infolge gewaltiger Veränderungen in der Erdkruste sich die Kluft des Toten Meeres gebildet und gefüllt hat mit einem See, der infolge des Einsturzes und der Auflösung und Auslaugung von Steinsalzgebirgen ein Salzsee wurde. Dieser See verschlang nun auch den Jordan, der früher durch das ganze Tal lief und sich ins Rote Meer ergoß. Freilich scheint gegen diese Annahme die starke Bodenerhöhung der Araba zwischen dem Toten und dem Roten Meere zu sprechen; man müßte denn nur auch sie als eine Wirkung der Katastrophe ansehen.

Seit dieser Katastrophe ruht der Fluch auf diesem Höllengrabe. Seitdem sind die scharfen Wasser der Salzsee damit beschäftigt, den eklen Geifer der Unzucht wegzuätzen, mit dem Sodomas Sünde dieses Land überzogen und geschändet hatte. Seitdem ist hier das Warnzeichen, auf das von Jahrhundert zu Jahrhundert die Propheten und Bußprediger hinweisen, das das Buch der Weisheit (10, 6 ff.) erwähnt, an das im Neuen Testament Petrus (2. Petr. 2, 6 ff.) und Judas (V. 7) erinnern, das der Herr in seine Gerichtspredigt hereinnimmt (Luk. 17, 28). Seitdem blieb es eine unheimliche Stelle; denn Ezechiels große Vision, wie vom Tempel in Jerusalem ein herrlicher Strom ausfließt, und gegen Osten und sich ins Meer ergießt und dessen Wasser heilt, so daß sie mit Fischen sich füllen und mit Bäumen sich umsäumen (Ez. 47, 1. ff.), nimmt wohl den Einschlag aus dieser Erdengegend, verkündet aber nicht die Regenerierung dieser im Wehen liegenden Natur, sondern der Menschheit, die in geistigem Sinne ein Totes Meer geworden war. Seitdem brütet Grauen und Entsetzen.

Furchtbarer Augenblick.

Anekdote, mitgeteilt von Karl Hage.

Im Jahre 1810, als König Murat Anstalten zum Einbruch in Sizilien traf, kam der Zahlmeister der neapolitanischen Truppen auf der Rückreise von Neapel, wo er Vorkehrungen zu Geldsendungen getroffen hatte, durch das Land der wegen ihrer Wildheit berühmten Calabresen.

Er sandte seinen Bedienten voraus, um in einem Städtchen, das er noch am Abend zu erreichen hoffte, Quartier zu bestellen.

Allein der Tag war schwül, und er verspätete sich durch langsames Fahren so sehr, daß er jenes Städtchen nicht erreichte und in einem alten Häuschen an der Heerstraße übernachten mußte.

Der Wirt war ein großer, handfester Mann von brauner Gesichtsfarbe, mit Schnurrbart und starkem Backenbart.

Der Reisende ward höflich empfangen und gut bewirtet.

Zum Schlafgemach wies man ihn eine alte, baufällige Treppe hinauf in eine düstere Kammer.

Der Ort war unheimlich, die Tür ohne Schloß, nur mit einer Klinke versehen.

Der Fremde schob einen Stuhl gegen die Tür und legte seine scharfgeladenen Pistolen unter sein Kopfkissen.

Kaum hatte er sich niedergelegt, als er unten im Hause Geräusch hörte, als ob Leute einkehrten, und bald nachher vernahm er die Tritte eines Mannes auf der Treppe.

Durch eine Ritze in der Tür schien das Licht, welches der Heraufkommende in der Hand hatte.

Leise lehnte sich derselbe an die Tür, und als er merkte, daß etwas im Wege stand, stieß er sie soweit auf, daß er seine Hand hineinbringen konnte, worauf er den Stuhl sachte wegschob und eintrat.

Der Wirt war es, eine Lampe in der einen, ein großes Messer in der anderen Hand.

Er trat dem Bette näher.

Der Offizier spannte seine Pistole unter der Decke, damit man das Geräusch der Feder nicht merke.

Als der Mann an die Seite des Bettes getreten war, hielt er dem Offizier, der fest zu schlafen schien, das Licht ins Gesicht.

Der Wirt hängte darauf die Lampe an den Bettpfosten, holte einen Stuhl von der anderen Seite der Kammer und stieg auf ihn, das Messer in der Hand haltend.

Der Offizier war eben im Begriff, aufzuspringen, als er sah, daß der Wirt — — — in aller Eile etliche gewaltige Stücke Speck von den Speckseiten, die über der Bettstelle hingen, abschnitt.

Sodann stieg der Wirt vom Stuhle herab, verließ die Kammer so behutsam, wie er gekommen war, und ging zu den vorhin angekommenen, hungrigen Gästen hinunter.



Bunte Chronik



* **Die älteste Linde Deutschlands.** Eine Linde, die 1200 Jahre alt und vielleicht nicht nur der älteste, sondern auch der größte Baum Deutschlands ist, findet sich am Fuß des Staffelberges in der Nähe von Lichtenfels. Es ist eine uralte Riesenlinde in einem Umfang von 24 Metern. Mit diesem Maß hat der Baumveteran Anspruch darauf, der stärkste Baum Deutschlands überhaupt genannt zu werden. Erst in jüngster Zeit hat man umfangreiche Messungen vorgenommen und kam dabei zu erstaunlichen Zahlenresultaten. Unten an der Erde, wo sich die Wurzelwülste wölben, beträgt der Umfang des Baumes genau 24 Meter. Er verringert sich etwas, sobald man über die Wurzelwülste hinausgeht. Hier beträgt der Umfang nur noch 17,10 Meter, immerhin ein noch recht stattlicher Umfang. Auch sonst bietet der Baum in botanischer Hinsicht mancherlei Interesse. Er blüht nämlich nur auf der einen Seite, was zur Sommerzeit einen ganz eigenartigen Anblick gewährt. Während auf der nordwestlichen Seite kahle, tote Äste in die Luft ragen, entfaltet er auf der südwestlichen Hälfte eine wundervolle blühende Pracht, die allen Einheimischen eine wohlvertraute Sehenswürdigkeit geworden ist. Im Innern ist diese Linde vollkommen hohl. Ihr Alter beziffert man nach neuester wissenschaftlicher Forschung auf mindestens 1100 bis 1200 Jahre. So darf man also ruhig behaupten, daß diese Linde am Staffelberg die Geschicke Deutschlands von seinen Kindheitstagen an miterlebt und unwandelbar überdauert hat.

*

* **Die Indianer vermehren sich.** Die allgemein geglaubte These, daß die Indianer in Amerika langsam, aber sicher aussterben, stimmt nicht. Nach einem offiziellen Bericht des amerikanischen Staatsamtes betrug 1925 die Zahl der Indianer insgesamt 349 595 gegenüber 270 544 im Jahre 1900. Diese Zunahme wird auf die hygienische Ausgestaltung der Wohnstätten und die Auswirkungen des gesundheitlichen Unterrichts bei den Indianern zurückgeführt.

Lustige Rundschau



* **Jacke wie Hose.** Herr Plambeck und Frau sitzen im Kino, und man gibt den ersten Teil des großen Nibelungenfilms: Siegfried. „Da hätten wir uns neulich die „Nibelungen" sparen können", sagt Herr Plambeck. Er meint Wagners „Ring". „Ja, da war aber doch Musik dabei", meint seine Frau. „Hier doch auch!" ruft Plambeck.

*

* **Das ist auch nicht in der Ordnung.** Am Schluß von Ibsens „Nora" heißt es bekanntlich: „Man hört, wie unten die Haustür dröhnend ins Schloß fällt." „Nee!" rief Frau Plambeck in einer Gesellschaft, wo man versehentlich in ein Kunstgespräch geraten war, „nee! wissen Sie: daß die Nora von ihrem Mann weggeht, da sag ich nix dazu, un auch, daß sie von ihren Kindern weggeht, da will ich auch noch nix dazu sagen, daß sie aber mit der Tür ballert, das find ich zu gräßlich!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.